



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ist tieftraurig, zu sehen, in wessen Händen sich die Pflege unsrer Litteratur befindet, aber noch betrübender ist die Wahrnehmung, daß sich unsre gebildeten Männer immer mehr von ihr zurückziehen und mit den Dichtungen der Gegenwart nichts mehr zu schaffen haben wollen, weil ihnen die Schriftsteller zuwider sind. Man sollte doch bedenken, daß ein Geschlecht, das für sein geistiges und seelisches Leben keinen dichterischen Ausdruck zu finden vermag, im Strome der Geschichte verschwindet, und daß keine Staatsaktionen, keine Schlachten und Eroberungen es vor diesem Schicksal bewahren können. Es steckt in unsern höhern Beamten, in unsern Offizieren und Landwirten so viel gesundes Urteil, so viel feiner litterarischer Geschmack, so viel schöpferischer Geist; warum greifen sie nicht ordnend und fördernd, ermunternd und verurteilend in die Litteratur der Gegenwart ein? Die Nachwelt würde ihnen Dank zollen, wenn sie das geistige Erbe unsrer Väter als ein heiliges Besitztum unsers Volkes hochzuhalten verstünden. Wir haben in Deutschland so viele Fürsten, warum nimmt sich keiner des armen Aschenbrödel an, warum gehen sie alle naserümpfend an ihm vorüber? Wahrlich, wir sind eine beklagenswerte Nation!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zweierlei Maß. Wenn sich die Partei, die sich in ihrer rühmenswerten Bescheidenheit als die „freisinnige“ bezeichnet, im Gegensatz zur Regierung befindet und gegen deren Vorlagen redet und stimmt, dann beweist sie damit Charakterfestigkeit, Gefinnungstüchtigkeit und „Männerstolz vor Königsthronen.“ Wer in solchem Falle mit der Regierung geht, giebt die Rechte des Volkes preis, ist ein „liebedienerischer,“ „serviler“ Streber, macht sich des Byzantinismus schuldig, oder wie sonst die urdeutschen Worte heißen mögen, mit denen eine gänzlich un-deutsche Presse Eigenschaften bezeichnet, die dem deutschen Wesen fremd sind. Wenn aber, wie in den Handelsverträgen, Männer der konservativen Partei, die ebenso das Recht wie die Pflicht haben, den ihnen schädlich erscheinenden Vorlagen der Regierung zu widersprechen, es wagen, dieses Recht und diese Pflicht auszuüben, dann bezeichnet dieselbe Presse, wenn sie die Vorlagen der Regierung gutheißt, jene Männer, die ehrlich nach ihrer besten Überzeugung handeln, mit dem verächtlichen Namen der „Fronde.“ Diese Presse, die sich selbst frei von allen Vorurteilen dünkt, ist außer stande, auch nur das erste Vorurteil zu überwinden, sie achtet nicht einmal die ehrliche Überzeugung des Gegners. Wären unsre Zustände gesund, dann wäre eine solche Behandlung politischer Gegner nicht denkbar, oder sie würde doch wenigstens, wenn sie sich hervorwagen sollte, von der Ent-rüstung des ganzen Volkes hinweggefegt werden. Was aber geschieht bei uns?

Selbst gebildete, sonst in jeder Hinsicht anständige Männer finden sich geistig angenehm angeregt durch die schillernden Unwahrheiten dieses wügelnden Zeitungsschreibertums. Das öffentliche Gewissen reagiert nicht mehr im Interesse der Gerechtigkeit gegen derlei empörende Ungerechtigkeiten, die mehr als alles andre unser Volksleben vergiften und ihm viel gefährlicher sind als noch so verschrobene, aber doch wenigstens redliche politische Ansichten.

Was uns vor allem not thut, ist Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, Gerechtigkeit gegen jeden und vor allem auch gegen den politischen Gegner. Gehen uns diese Eigenschaften verloren — und sie sind in der That in Gefahr, uns verloren zu gehen —, dann ist's mit uns zu Ende.

Ein Wort Leibnizens. Die sozialistischen Gedanken und Bestrebungen sind bekanntlich nicht eine Erfindung und Offenbarung unsrer Zeit, sondern haben bereits im klassischen Altertum ihre Vertreter gefunden. Nicht einmal das ist richtig, daß sich früher nur einsame Denker und Schwarmgeister mit ihnen beschäftigten hätten, und jetzt erst die Bewegung ins Volk gedrungen sei, um es in seinen Tiefen aufzuwühlen; man erinnere sich nur der römischen Sklavenkriege und der deutschen Bauernunruhen zur Reformationszeit. Auch wird man zugeben müssen, daß die ersten Wurzeln des Sozialismus in seiner heutigen Gestalt schon in der großen französischen Revolution liegen — Babeuf, Boissel.

Bei dieser eigentümlichen geschichtlichen Entwicklung der sozialistischen Bestrebungen kann es kaum Wunder nehmen, daß ihnen die Denker vergangener Zeiten auch dann Beachtung geschenkt haben, wo sie im Niedergange begriffen waren oder zeitweilig ruhten. Ihre Meinungen zu erfahren wird um so erwünschter sein, je schwieriger es erscheint, in dem leidenschaftlichen Kampfe der Meinungen und Interessen von heute selbst das Richtige zu finden.

Es mag hier deshalb an ein Wort Leibnizens erinnert werden, das erst kürzlich durch Dr. G. Mollat in der Schrift „Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Werken“ in die Öffentlichkeit gebracht worden ist, aber, zumal da es lateinisch abgefaßt ist, wohl noch ziemlich unbekannt geblieben sein wird. Es lautet auf Deutsch: „Wenn jedermann unter Aufsicht von Vorstehern auf öffentliche Kosten leben müßte, z. B. in gemeinsamen Speisehäusern, so dürfte es schwer sein, Männer zu finden, die das Geschäft des Austeilens mit hinreichendem Fleiße, nach Billigkeit und in entgegenkommender Art und Weise besorgten. Denn meistens verstehen die Menschen ihre Machtstellung nicht zu gebrauchen. Noch viel schwieriger aber wäre es, dem Einzelnen Genüge zu thun. Denn jeder glaubt ja, selbst und allein alles am besten zu verstehen. Und deshalb, wie die Menschen jetzt nun einmal sind, ist es geratener, ihnen auf ihre Gefahr die Freiheit zu lassen, für sich selbst zu sorgen. Das Gemeinwesen wird dadurch von der erdrückenden Sorge für die Einzelnen entlastet; freilich muß dabei im allgemeinen Fürsorge getroffen werden, daß es nicht leicht für jemand sei, sich und sein Hab und Gut zu Grunde zu richten (ne facile sit cuiquam se suasque fortunas evertere), und daß der strebende Sinn des Einzelnen im Gemeinwesen eine Stütze finde.“

Mit bewundernswürdiger Klarheit und Einfachheit sind hier die Punkte ins Licht gestellt, an denen der sozialistische Staat, wenn er nicht vorher seine Bürger in Engel verwandelt, unbedingt scheitern muß. Wenigstens im größern; kleinere Versuche sind ja zeitweise, z. B. in Amerika, gelungen. Und mit sicherer Hand scheint auch die allgemeine Grenzlinie zwischen wirtschaftlicher Freiheit der Unterthanen und dem Eingreifen des Staates in dieses Gebiet gezogen zu sein.

Beamtenwohnungen. Sehr treffend wird in dem Artikel über die Handelsverträge (Heft 51) bemerkt, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die das Volk zwingen, seinen Lebensunterhalt mit einer größern Menge angestrebter Arbeit zu erkaufen, alle Gehaltserhöhungen nur Schein seien, da wenn die Gehalte einer Beamtenklasse um zehn Millionen Mark erhöht werden, nicht für diese Summe neue Güter hervorgezaubert werden. Treffend ist diese Bemerkung jedoch nur, wenn die Gehaltserhöhungen in unproduktiver Weise wie bisher geschehen, nämlich in Geldzahlungen. Eine produktive Gehaltserhöhung, die zugleich die beste Gehaltserhöhung für Beamten wäre, ist die Beseitigung der Wohnungsgeldzuschüsse und die Gewährung von Dienstwohnungen mit Gartenland. Das ist in ländlichen Ortschaften und kleinen Städten, aber auch, dank den vorzüglichen Verkehrsmitteln, in den Großstädten möglich. Neben den Arbeitervorstädten mögen Beamtenvorstädte entstehen, freundliche Dienstwohnungen mit kleinem Garten, der bei ein- bis zweistündiger täglicher Arbeit im Frühjahr und Sommer mehr gesunde Lebensmittel, Gemüse und Obst liefern kann, als eine Beamtenfamilie verzehrt. Hier mag man auch den künstlerischen Geschmack bei Ausführung der Wohnungen im Sinne der Grenzboten in Anwendung des Fachwerkbauwes mit spitzen Giebeln und Holzkobererei sich entfalten lassen. Neben dem produktiven Wert einer solchen Maßregel, die dem Beamten gestattet, seine überschüssige Kraft, statt im Verdampfen von Tabak oder im Skatdreschen in dumpfen Bierstuben, in der Bewirtschaftung seines Hausgartens unter Beteiligung seiner Familie anzuwenden, steht der hohe sittliche Wert eines glücklichen Familienlebens. Die meisten, die das Glück gehabt haben, in ländlichem Pfarrhause oder Gutsbesitze aufzuwachsen, können davon Zeugnis ablegen. Wie viel glücklichere Ideen nimmt ein junger Mensch mit ins Leben, wenn er in idyllischer Häuslichkeit aufgewachsen ist, als wenn er die Kasernenluft im vierten oder fünften Stock eines großen Steingebäudes geatmet hat, wo vielleicht ein wenig höflicher Besitzer aller Augenblicke sein Hausherrnrecht in Anwendung bringt, oder gar ein grober Thürschließer die Hausbewohner tyrannisiert. In solch gesunder Umgebung aufgewachsene Menschen werden die Wehrfähigkeit eines Heeres mehr erhöhen, als wenn Millionen für neue Bewaffnung ausgegeben werden.

Der Staat lasse sich nicht mehr und mehr die Gelegenheit entgehen, Grundstücke vor den großen Städten zur Ansiedlung seiner Beamten anzukaufen. Wird erst mit dem Bau in größerem Umfange begonnen, so werden auch die Wohnungsmieten in der Stadt fallen; dadurch werden auch alle Beamten und Offiziere, die noch gezwungen sind, in unmittelbarer Nähe ihrer Dienstthätigkeit zu wohnen, eine angenehme Verbesserung ihrer Gehaltsverhältnisse erlangen, ohne daß dies dem Staate besondere Kosten verursacht.

Man schaffe den Beamten freundliche Wohnungen mit Garten, dadurch wird dem zunehmenden Pessimismus in diesen Kreisen wesentlich gesteuert werden. Man hat durch allerlei nützliche Gesetze und wohlwollende Behandlung reichlich viel in der Absicht gethan, die schädlichen Wirkungen sozialdemokratischer Lehren in Arbeiterkreisen abzuschwächen, man hüte sich, daß die Sozialdemokratie nicht in der Beamtenenschaft eine gefährlichere Thätigkeit entfalte. Die Ordnung der häuslichen Verhältnisse in der ange deuteten Richtung kann hier sehr viel Gutes stiften.

Eine dreisprachige Zeitschrift. Schweizerische Zeitschriften in zwei Sprachen sind nichts seltenes, doch erscheinen da für gewöhnlich das Deutsche und das Französische gleichberechtigt, oder bald die eine, bald die andre Sprache als der

eigentliche Hausherr, der die zweite als Gast aufnimmt. Seit Anfang dieses Jahres giebt aber Ferd. Better in Bern eine Monatschrift heraus, die schon durch ihren Titel: Schweizerische Rundschau — Revue helvétique — Revista elvetica zu erkennen giebt, daß sie den drei Hauptsprachen der Eidgenossenschaft gerecht werden will. In dem Augusthefte, das als Festnummer zur Bundesfeier bezeichnet ist, finden sogar noch das Romanische (Romonsch) und das Ladinische Berücksichtigung, da der Bundesbrief von 1291 im lateinischen Urtext und in Übersetzungen in das damalige Schweizerdeutsch und die genannten fünf Sprachen abgedruckt ist. Das Unternehmen läßt erkennen, daß die schweizerischen Patrioten das Bedürfnis empfinden, dem auch dortzulande bemerkbaren Auseinanderstreben der Nationalitäten durch Belebung des Gefühls der Zusammengehörigkeit entgegenzuwirken. Der Ausdruck Auseinanderstreben ist zwar, soweit sich die Dinge aus der Ferne beurteilen lassen, nur teilweise bezeichnend: während die Tessiner, wie es scheint, von dem geeinigten Italien angezogen werden, dringt das französische Element wohl eher mit der Absicht vor, die Herrschaft zu erringen. Auf jeden Fall ist es Zeit und noch Zeit, allerseits in Erinnerung zu bringen, daß das Haus, worin die verschiedenen Stämme behaglich und frei wohnen, von Deutschen gebaut, besetzt und verteidigt worden ist. Das Deutsche behauptet auch in der neuen Zeitschrift selbstverständlich den Ehrenplatz. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: geschichtliche, politische, ethnographische Abhandlungen, Literatur- und Kunstberichte, Erzählungen, Gedichte u. s. w. Wer sich über das geistige Leben in der Schweiz unterrichten will, erhält hier dazu gute Gelegenheit. Ein großer Kreis von Mitarbeitern steht dem Herausgeber zur Seite, auch Schweizer in der Fremde bekunden ihre Anhänglichkeit an die Heimat, z. B. der Direktor des livländischen Landesgymnasiums in Fellin, Waldmann, durch einen Aufsatz über Schweizer Böglinge der Karlschule. Wir möchten vor allem auf zwei Dichter hinweisen die in Deutschland noch wenig bekannt sein dürften. Josef Joachim (Kestenholz) erzählt die tragikomische Geschichte eines „Vereinsmeiers,“ der ein abgelegenes Dorf „punkto betreffs Fortschritt und Intelligenzbildung“ durch allerlei Vereine vorwärtsbringen will. Der Erzähler verfügt zwar nicht über den Humor Gottfried Kellers, zeichnet aber doch so treffend, daß — die Redaktion angemessen gefunden hat, sich gegen den Verdacht der Verunglimpfung eines „gesunden Vereinslebens“ zu sichern. Ganz köstlich ist das Gedicht „Seefahrt“ von Karl Weibrecht in Zürich. Die Schweizer, die nicht Geschäftsleute sind, haben begreiflicherweise wenig Freunde an den Duzendreisenden, die im Sommer ihre schöne Natur verunzieren, „Lord, Lady, Schulze, Müller, Levy, Cohn.“ Der Dichter schildert nun die Bevölkerung eines Dampfers, der über den Vierwaldstättersee steuert, und den er, von einem Freunde verleitet, „nicht ohne Knurren“ in Luzern bestiegen hat. Von einem Plage zum andern jagen ihn die lauten Gespräche, hier eines Geldprogen, dort eines Sozialdemokraten, endlich eines jungen Dichters, die alle drei ihre Weisheit aus denselben materialistischen Büchern geschöpft haben, mit denselben Argumenten als dieser Zeit heiligen Geist die Eisenindustrie, die allgemeine absolute Gleichheit und „Wahrheit bis zum Erbrechen“ preisen. Der Jöhn bringt endlich das gesamte „Reisezieser“ mit seiner Gottähnlichkeit ins Schwanken und zum Schweigen. Aber nicht nur jene drei hohlköpfigen und maulvollen Gesellen sind zum Sprechen ähnlich getroffen. Es weht eine herbe, herzerfrischende Gebirgsluft in dem Gedichte. Übrigens beschränkt sich die Zeitschrift nicht auf Schweizerisches. So bringt das letzte Heft des Jahrganges Mitteilungen über Goethes einstigen Pflögling Peter Imbaumburg, der nicht Jöhnster, sondern Kupferstecher in Leipzig

wurde, von J. Wetter, und einen vorurteilsfrei den Streit zwischen Dünker und der Schule Scherers besprechenden Aufsatz „Unter den Goethephilologen.“ Wer so manches in den Publikationen der Goethegesellschaft und insbesondere E. Schmidts unheimlich gezierten Vortrag über die „Faustphilologie“ (von der sich hoffentlich bald die Hexen- und Meerfaktenphilologie abzweigen wird) gelesen hat, wird dem Verfasser, Th. Ddinga, beistimmen, daß in den letzten Jahren in unsrer Goetheforschung ein bißchen viel Ragout mit untergelaufen sei. Auch ein dem „Neuen Winterthurer Tagblatt“ entlehnter „Gang durch Gottfried Kellers Wohnung“ soll nicht unerwähnt bleiben. Möge die Schweizerische Rundschau fröhlich weiter gedeihen!

Artisten. Das Wort Artist hat in neuester Zeit einen beschränktern Sinn bekommen als früher. Maler, Schauspieler, Musiker u. s. w. würden sich jetzt wahrscheinlich gegen eine Bezeichnung verwahren, die von denen unter ihren Berufsverwandten in Anspruch genommen wird, deren Leben und Treiben Holtei in den „Bagabunden“ geschildert hat; heute würde sich aber auch kaum noch ein Friseur, wie dereinst in Berlin, Artiste Adonisateur nennen. Dem vielgestaltigen Zirkus, das unter freiem Himmel, unter dem Leinwandzelt oder im gemauerten Zirkus oder auf einer sogenannten Spezialitätenbühne seine Künste vorführt, hat ein Genosse, H. W. Otto, genannt Signor Saltarino, „eine Art gothaischen Kalender“ unter dem Titel *Artisten-Lexikon* (Düsseldorf, C. Kraus) gewidmet, ein schwächtiges Büchlein mit vielen Bildnissen, das auch außerhalb der Kreise der fahrenden Künstler Interesse erregen wird. Es bietet mehr, als man nach den Worten des Herausgebers, er habe nur die Namen bewährter Künstler auch der Zukunft erhalten wollen, erwarten kann. Denn den biographischen Notizen reihen sich an: Mitteilungen über die beiden Internationalen Artisten-Genossenschaften (Darlehens-, Kranken- und Sterbekassen u.) in Berlin und Hamburg, Aufzählung der wichtigsten Messen und Märkte in Deutschland, Osterreich, der Schweiz, Rußland und Ägypten (Tantah), von Konsulaten, Expeditoren, Bezugsquellen, ferner Nachweise über Post, Telegraph, Münzwesen, Zeitrechnung, Maße u. c. in den verschiedensten Ländern. Diese Notizen gewähren schon ein anschauliches Bild von dem Geschäftsumfange, wenn wir so sagen dürfen, und die Erläuterung von Kunstausdrücken wird vor allen den Herren willkommen sein, die gern vor dem Laienpublikum die Eingeweihten spielen. Für die Angehörigen des Standes selbst aber ist die Nützlichkeit einer solchen Zusammenstellung und die Annehmlichkeit, sich über frühere und jetzige Artisten zu unterrichten, so einleuchtend, daß das Unternehmen eigentlich keine Rechtfertigung bedürfte.

Auch hat der Herausgeber eine solche wohl nur unternommen, um seinem Groll gegen die Schauspieler, Sänger und Tänzer, die sich dünken, etwas besseres zu sein, und gegen die Zeitungen, von denen die Artisten unwürdig behandelt werden, Luft zu machen. Es ist möglich, daß diese Einleitung von seinen Kollegen besonders beifällig wird aufgenommen werden, allein sie ist der schwache Teil seiner — wie man ihm gern glaubt — recht mühsamen Arbeit. Er mag ja darin Recht haben, daß die Besprechungen der Vorstellungen im Zirkus in der Presse häufig arge Unkenntnis verraten; aber der lächerlichen Überschätzung der Schaustellung von körperlicher Kraft und Gewandtheit hätte sich ein Mann nicht schuldig machen sollen, der eine Universität besucht hat, bevor er „als Amateur“ eine Thätigkeit im Zirkus begann. Er begnügt sich nämlich nicht, nachzuweisen, daß Kunsttreierei und Seitänzerei u. s. w. gegenwärtig keine brotlosen Künste mehr

sind, da einzelne Personen Monatsgehälter von 4000 bis 8000 Franken beziehen, und zu versichern, daß „die Manege bald die Bühne entthronen“ (!) werde. Er versteigt sich zu folgenden Sätzen: „Wenn doch ein kurzichtiges Muckertum einst begreifen lernte, welchen Nutzen unsre Arbeit der heutigen Generation gewährt!... Wenn die große Kunst existiert — bei uns ist sie zu Hause, bei uns im Museum der Grazie, der Stärke, der Triumphe, der Kühnheit und Plastik! Fort mit dem heutigen Theater u. s. w. . . . In unsern Manifestationen der Kraft, Gewandtheit und Formenschönheit, die das Volk so unwiderstehlich anzieht, findet ihr den unwillkürlichen Protest gegen die körperliche Degeneration, die uns von den Völkern des Altertums, von den alten Germanen, Galliern und Römern, so weit entfernt; in unsern Produktionen manifestiert sich das unbewusste Streben nach physischer Wiederherstellung einer entnervten Rasse.“

Wir bekennen unsre muckerische Kurzichtigkeit, auch nach dieser Standrede, die ganz gut in einen naturalistischen Roman passen würde, den behaupteten Nutzen der Schaustellungen noch nicht einzusehen, ja nicht einmal zu ahnen, was sich Herr Otto bei den Sätzen gedacht haben mag. Sollen wir unsere Kinder zu Artisten erziehen? Daß lange Zeit hindurch die körperlichen Übungen vernachlässigt worden sind, und daß es die gesamten heutigen Lebensverhältnisse der Mehrzahl nicht gestatten, zwischen geistiger und körperlicher Anstrengung das Gleichgewicht herzustellen, ist allbekannt; aber wie kam jemand übersehen, daß in der Gegenwart durch Turnunterricht und durch die allgemeine Dienstpflicht dem Mißverhältnis nach Möglichkeit entgegengearbeitet wird! Es wäre nicht der Mühe wert darüber zu reden, wenn nicht bei der jetzigen Neigung, im Erziehungs- und Unterrichtswesen jedem Einfalle Bedeutung beizulegen, befürchtet werden müßte, daß man „zur Wiederherstellung der entnervten Rasse“ allerlei Übungen, die unsers Wissens von den Völkern des Altertums nicht gepflegt worden sind, wie Spazieren auf dem Drahtseile, Trapezkünste und Salto mortale, in den Schulen eingeführt wissen wollte.

Biographische Nachrichten zu erhalten, ist dem Verfasser schwer geworden, weil, wie er sagt, der Artist eine gewisse Scheu hat, mit Familiennotizen in die Öffentlichkeit zu treten, und weil „einzelne Genealogien“ vollständig ausgestorben sind. Immerhin erfahren wir allerlei Merkwürdiges. So staunen wir über die Menge von Spezialitäten. Da giebt es Meister in „ikarischen Spielen“; was ist das? Eine Art der „Antipodenspiele,“ bei denen der Künstler mit den in die Luft gestreckten Füßen „arbeitet“; wirft er mit den Füßen seine Mitarbeiter in die Luft und fängt sie wieder auf, so ist das ikarisch! Dann kommen Trapez-Equilibristinnen, die auf der an Stricken schwebenden Stange sitzen oder stehen, Handequilibristinnen, Rospäquilibristen, Zahnathleten, Lustgymnastiker, Leiter- und Perpendikularleiter-Equilibristen, Kugelläuferinnen, Mono- und Dicyklisten, Neckturner auf dem Velociped, Stelzenkünstler, Spatentänzer, Turnseil-, Schlappdraht- und Doppeldrahttänzer („oben Steif-, unten Schlappdraht“), Verwandlungstänzer, Voltigeusen, Saltomortalisten, Kettenprenger, Kaskadenspringer (Kaskade heißt nämlich „das Rückwärtsfallen der Clowns mit kräftigem Aufschlag der Hände“), Saupervilleuxspringer (die sich rückwärts überschlagen), Voltigeusen, Batoudespringer (Saltomortale über Pferde u.), Schulreiter, Stehendreiter, Szenenreiter (Pantomimen zu Pferde), Panneureiter (auf dem breiten Sattel), Barebackreiter (ohne Sattel), Bayonnette-Tramplin-Springer (hierfür fehlt leider die Erklärung), Luftschiffer, Taucherkünstler, Messerwerferinnen, Schlangenmenschen, Altschniggs, Kautschukmenschen, Dressseure und Dompteure von Löwen, Bären, Affen, Hunden,

Gänfen, Papageien („ein bürgerliches Mädchen zeigte so regen artistischen Sinn, daß sie bald Dressuren mit Hyänen und Wölfen vornahm,“ S. 11), Reprisenclowns, Musikal-Excentriques (ein Excentrique ist ein Clown, „der irgend eine Spezialarbeit macht“), Knockabouts (boxende Komiker), Rückwärtsdoppeljongleure, Kunstschützen, Schnellmaler, Bauchredner, Prestidigitateure (auch ein persischer Hof-Prestidigitateur), Riesen, Zwerge, Tintamaretsque- und Fantochespieler (Puppen-spieler), Illusionisten (die größere Szenen darstellen), Universalakrobaten, ferner besondere nicht erläuterte Leistungen, wie Römische Ringe, Luftpotpourri, Kautschukflaschenpyramide.

Dieses Verzeichnis, das gewiß nicht erschöpfend ist, zeigt, wenn wir uns an Holteis Roman erinnern, daß im Spezialisieren die „Artistik“ hinter andern Künsten und Wissenschaften nicht zurückgeblieben ist!

Und woher rekrutiert sich diese internationale Genossenschaft? In der Hauptsache gilt auch hier, daß die Armee sich immer neu gebären muß. Es werden viele kinderreiche Familien aufgezählt, ein Herr Knie kann sich einer Nachkommenschaft von 34 rühmen, und in der Regel setzen sie das Geschäft der Eltern fort. Den meisten mag nichts andres übrig bleiben, wenn sie, kaum aus den Windeln, wie Bälle in der Luft umhergeworfen, aufs Pferd oder aufs Seil gestellt werden und bei dem Zigeunerleben zwischen Lissabon und Petersburg, London und San Franzisko wohl wenig Gelegenheit haben, etwas andres zu lernen. Aber es fehlt auch nie an Zufluß von außen; Studenten verschiedener Fakultäten, Offiziere und Soldaten, Kaufmannsgehilfen, Fleischer, Schriftseher, Mönche u. u. sind dem unwiderstehlichen Drange zum Zirkus gefolgt, wie sie in frühern Zeiten zum Theater gegangen sein würden. Daß wir so vielen jüdischen Namen, wenn auch meistens unter italienischer oder französischer Larve begegnen, hat nichts auffallendes: Beschäftigung mit Pferden, vom Handel bis zum Züchten und Erziehen von Rennpferden haben Juden stets geliebt, und beim Militär gelten sie im allgemeinen als gute (?) Reiter, und der Stammbaum der Taschenspieler läßt sich gewöhnlich bis nach Polen verfolgen.

Endlich — was wird aus den Artisten? Die Antwort darauf hat etwas überraschendes. Viel mehr als man glauben sollte, erreichen bei ihren halbsbrecherischen Künsten ein hohes Alter, sterben als Rentner. Bei vielen heißt es freilich „verschollen,“ einigemal „im Hospital gestorben,“ „an Lungenschwindsucht gestorben.“ Nicht wenige „landen“ unglücklich bei einem Sprunge oder stürzen aus einer Höhe und brechen das Genick; Tierbändiger werden von ihren Zöglingen zerrissen; einige enden durch Selbstmord; ein Akrobat wird von dem Vater einer Artistin erdolcht, eine Seiltänzerin von „wunderbarer Schönheit“ in einem Walde in Schweden von einem Leutnant erschossen, „ein Stern am equestrischen Himmel,“ Leon Soullier, wird 1887 (weshalb?) enthauptet, Luftschiffer ertrinken mit dem Fallschirm. Doch wenn man alle die Fälle einer unnatürlichen Todesart zusammenzählte, würde doch immer nur eine geringe Zahl im Vergleich zu der Gesamtzahl der Artisten herauskommen. Daß es gerade das Aufregende der Schaustellungen, bei denen stets das Leben auf dem Spiel steht, ist, was vor allem das große Publikum anzieht, übersieht der Verfasser. Eine große Feuersbrunst wird doch immer noch „interessanter“ bleiben, als die graziöseste Überwindung großer Schwierigkeiten im Zirkus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig